

**Grußwort
zur Eröffnung der Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte
und gesellschaftliche Integration am Wissenschaftszentrum Berlin
am 28. November 2003**

Deutschland ist ein Einwanderungsland. Das haben inzwischen wohl fast alle bei uns eingesehen. Viele Menschen begrüßen es, dass Deutschland offen ist für Ein- und Zuwanderer. Manchen macht das aber auch Angst.

Die Begegnung mit Menschen aus anderen Kulturen kann anregend und spannend sein, sie kann aber auch als bedrohlich empfunden werden. Das ist oft dann der Fall, wenn uns das Fremde und Fremdartige unverständlich bleibt: wenn wir die Sprache nicht verstehen und wenn wir keinen Zugang zu Traditionen, Gebräuchen, Lebensweisen und Wertvorstellungen finden.

Das gilt nicht nur für die Deutschen, die mit ihren Familien seit langem hier leben. Das gilt auch für die Menschen, die aus anderen Ländern zu uns gekommen sind: Ein- und Zuwanderer, denen unsere Lebensweise und unsere Werte auch Angst machen können.

Darum ist Integration das Gebot der Stunde. Darüber habe ich in meiner Berliner Rede im Mai 2000 gesprochen. Wer zu uns kommt, der soll auch dazugehören, und er soll wissen und fühlen, dass er dazugehört.

Das bedarf einer großen Anstrengung der angestammten Bevölkerung und der Zuwanderer. Das braucht aber auch viel Geduld, und das kann vor allem nicht von oben verordnet werden. Integration braucht die Unterstützung und die Mitarbeit der gesamten Gesellschaft.

Wenn man Zeitungen liest oder Berichte in Radio und Fernsehen verfolgt, dann kann man leicht den Eindruck gewinnen, als gebe es mehr Konflikte als Gemeinsamkeit zwischen Einheimischen und Zuwanderern.

Ich weiß, dass das nicht so ist. Es gibt sehr viele Einrichtungen und sehr viele Menschen in unserem Land, die etwas für Integration tun, und zwar ganz praktisch, vor Ort: in Kindergärten und Schulen, in Vereinen, in Betrieben, in Nachbarschafts-Projekten.

Um das zu demonstrieren und um all die zu ermutigen, die zur Integration beitragen, habe ich im vergangenen Jahr zu einem „bundesweiten Wettbewerb zur Integration von Zuwanderern“ aufgerufen, bei dem besonders gelungene Projekte ausgezeichnet worden sind.

Das Echo darauf war überwältigend und hat meine Erwartungen bei weitem übertroffen. Es sind weit über tausend Wettbewerbsbeiträge eingegangen, viel mehr, als ich erwartet hatte. Sie alle haben gezeigt: Integration kann gelingen, wenn sich Menschen unterschiedlicher Herkunft auf der Grundlage gegenseitiger Achtung begegnen.

Diese Begegnung ist nicht möglich, wenn Einwanderer nicht deutsch sprechen. Ich mache immer wieder die Erfahrung, dass vor allem Frauen, selbst wenn sie seit zwanzig oder mehr Jahren in Deutschland leben, keine zwei deutschen Sätze können. Das hat natürlich auch Auswirkungen auf das Sprachvermögen der Kinder. Da müssen wir unsere Angebote erhöhen. Einwanderer müssen aber auch bereit sein, von diesen Angeboten Gebrauch zu machen.

Ich habe manchmal den Eindruck, dass sich noch nicht bei allen die Einsicht durchgesetzt hat, dass Integration kein karitativer Akt ist, sondern in unser aller Interesse geschieht. Wir müssen uns darüber klar werden, dass uns jedes Kind, das wir heute nicht fördern und ausbilden, später als qualifizierte Fachkraft fehlt. Darum müssen unsere Bemühungen, Kindern unsere Sprache zu vermitteln, damit sie lern- und bildungsfähig werden, so früh wie möglich beginnen, am besten im Kindergarten.

Integration hängt nicht bloß von gutem Willen ab. Sie kann nicht allein mit dem Herzen geschehen – auch wenn das besonders wichtig ist. Sie braucht darüber hinaus auch Wissen: Wissen über die Vorstellungen und Werte, über die Traditionen und Gebräuche des jeweils anderen. Sie braucht auch Wissen darüber, wie man aufeinander zugeht, ohne dem anderen zu nahe zu treten.

Darum bin ich froh darüber, dass es in der Bundesrepublik viele Einrichtungen und Projekte gibt, die Integrationsprozesse wissenschaftlich untersuchen, begleiten und fördern. Viele wissenschaftliche Disziplinen haben wertvolle Beiträge zur Integrationsforschung beigesteuert.

Manches davon ist noch viel zu wenig bekannt, in den unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen selber, vor allem aber auch in Politik und Öffentlichkeit.

Darum freue ich mich darüber, dass heute am Wissenschaftszentrum Berlin eine Arbeitsstelle eingerichtet wird, die sich den Austausch und den Kontakt zwischen vorhandenen Einrichtungen und Projekten zum Ziel gesetzt hat und die das Gespräch zwischen Wissenschaft, Politik und Gesellschaft fördern will.

Wenn das gelingt, sind wir einen großen Schritt weiter gekommen auf dem Weg in eine Gesellschaft, in der wir „ohne Angst verschieden sein können“, wie das Theodor W. Adorno einmal gesagt hat.

Ich wünsche der Arbeitsstelle für ihre Arbeit viel Erfolg.